

Die

**Kusenalmanache und Taschenbücher**

in

**Deutschland.**

Die

schändliche D. von Johannessen

11

Denkmal

Die Ausstellung des Jahresbuchs 185

Esportsicht, daß die Arbeit der Regierung werden  
Es ist für sich, um nur ein Beispiel zu nennen, nicht  
schon selbst darauf, was schwer es ihm als nicht  
den Umständen wird, die gewöhnliche Forderung abzugeben  
wir schenken sie auch sei und wie viel gediegene Bücher  
der Fortschritt der Literatur und Wissenschaften  
nicht jene Schriftsteller, wer namentlich nicht jene  
**D**u den üblen Eigenschaften, die man dem lebenden  
Geschlechte nachsagt, vielleicht mit etwas mehr Offenher-  
zigkeit und Eifer als dem pädagogischen Zweck dieser  
Ausstellungen zuträglich ist, gehört namentlich auch der  
Mangel an ernsthafter, männlicher Ausdauer; wir sind,  
behauptet man, nicht mehr so kühl, so schwerfällig wie  
sonst, wir werden leichter in Bewegung gesetzt als zur  
Zeit unsrer Großväter, aber dafür soll unser Feuer auch  
sehr rasch verlodern, unsere Bewegung auch von sehr  
kurzem Athem sein. Wie weit dies seine Richtigkeit in  
politischen Dingen hat und ob das Schicksal der Nation  
wirklich eine andere Richtung genommen, wenn sie selbst  
gegenüber den Ereignissen der letzten Jahre mehr Aus-  
dauer und Standhaftigkeit besessen, bleibe hier unerör-  
tert. Aber in der Literatur wenigstens ist Flatterhaftig-  
keit und Neuerungssucht unser Fehler nicht. Im Ge-  
gentheil, wir besitzen hier in manchen Stücken eine Con-  
sequenz und haben Gewöhnungen von einer solchen zähen

Beharrlichkeit, daß sie dadurch fast zu Fehlern werden. Wer hat sich, um nur an Allbekanntes zu erinnern, nicht schon selbst darauf ertappt, wie schwer es ihm als richtigem Deutschen wird, die gewohnte Zeitung abzuschaffen, wie schlecht sie auch sei und wie viel gediegenere Blätter der Fortschritt der Literatur uns bieten mag? Wer kennt nicht jene Schriftsteller, wer namentlich nicht jene Schauspieler und Schauspielerinnen, die nur darum noch immer ein dankbares Publikum finden, weil sie mit diesem Publikum selbst aufgewachsen sind und weil wir uns gar keine rechte Existenz mehr denken können, wenn jener Schriftsteller aufgehört hätte zu schreiben oder jener Schauspieler trotz seinen grauen Haaren den Karl Moor oder Max Piccolomini nicht mehr spielen wollte?

Eine solche hartnäckige Gewohnheit fristet auch unsern Musenalmanachen und Taschenbüchern noch immer das Dasein, oder wenigstens einen Schein des Daseins, obwohl schon längst kein Einsichtiger sich darüber täuschen kann und selbst der Instinkt der Massen es dunkel empfindet, daß dieselben schon längst aufgehört haben ein wirkliches Bedürfniß unserer Bildung und ein wirkliches lebensfähiges, lebenzeugendes Element unserer Literatur zu sein. — Betrachten wir zuerst die Musenalmanache.

Volle vier und achtzig Jahre sind es her, seitdem der erste deutsche Musenalmanach für das Jahr 1770 er-

schien, und zwar an einem Orte, den, wenn wir recht unterrichtet sind, die Musen, wenigstens die dichtenden Musen, seitdem sehr gründlich verlassen haben, in Göttingen, — und alle die vier und achtzig Jahre her, was ein richtiger gebildeter Deutscher ist, hat nicht leben noch sterben können und glaubt nicht leben und sterben zu können bis auf diese Stunde, ohne daß er regelmäßig alle Jahre seinen Musenalmanach hat! Schreibt Heldengedichte, Romane, Trauerspiele, gießt einen ganzen Nilstrom von poetischer Fruchtbarkeit über Deutschland aus — es ist doch Alles nichts, so lange der Musenalmanach fehlt; was dem Berliner die „kühle Blonde“ oder dem Rheinländer das „Schöppchen“, das ist dem ästhetischen Deutschen im Allgemeinen der Musenalmanach: das Eine, das nichts verdirbt, wo und wie es auch sei, und ohne das nichts gut ist, wo es fehlt. „Ist kein Dalberg da?“ wurde ehemals bei der Krönung der deutschen Kaiser vor dem ersten Ritterschlage durch Heroldsmund gefragt; „Ist kein Musenalmanach da?“ fragen unsere ästhetischen Jünglinge und Jungfrauen, sobald das Jahr sich zu Ende neigt und mit den länger werdenden Abenden der geräuschlose Wettkampf der Literatur um die Gunst der Lesewelt beginnt — das ganze Krönungsfest wäre unvollständig gewesen ohne einen Dalberg, die ganze deutsche Literatur wäre unvoll-

ständig, vereinsamt, geschändet ohne jährlichen Musenalmanach!

Aber leider hört die Aehnlichkeit hiermit auch auf. Unser Publikum fragt wohl ängstlich nach dem neuesten Musenalmanach, es klagt und zürnt wohl über den Verfall der vaterländischen Literatur, sowie über die leidige Unfruchtbarkeit der modernen Poeten, wenn der „liebe Wohlbekannte“ einmal auszubleiben droht: aber damit ist seine Theilnahme auch erschöpft! Es läßt die jungen poetischen Dalberge, die es erst selbst so eifrig aufgeboten, ruhig vor sich knieen, es macht keine Miene sie zu Rittern zu erheben, keine Miene, den erst so heiß begehrten, so schmerzlich vermißten Almanach nun auch wirklich zu lesen, geschweige denn gar zu kaufen! Schon dieser auf den ersten Anblick allerdings sehr äußerliche Umstand, daß, wie wir uns oft und aus guter Quelle haben versichern lassen, bereits seit einer langen Reihe von Jahren von allen buchhändlerischen Geschäften, welche in Deutschland unternommen werden können, der Verlag des Musenalmanachs und ähnlicher Sammlungen bei weitem das mißlichste und undankbarste ist —, hätte nach unserm Dafürhalten die wohlmeinenden und aufopfernden Männer, welche sich noch immer der Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs unterziehen, darauf aufmerksam machen und zu einigem stillen Nachdenken bei

sich selbst veranlassen sollen, ob sie ihre Mühe nicht in der That an einen schlechthin undankbaren, an einen (möchten wir behaupten) unmöglichen Gegenstand verschwenden, und ob es nicht besser von ihnen gethan wäre, sie ließen das Institut der Musenalmanache, dieses völlig altersschwache, lebensmüde Institut, endlich einmal zu Grunde gehen, als daß sie — mit mehr Gutmüthigkeit, fürchten wir, als Einsicht — sich selbst und die Poeten und den Buchhandel immer wieder für eine Laune des Publikums sacrificiren, die doch sich selbst schon seit Langem nur noch als eine Laune zu erkennen giebt.

Die Zeit der Musenalmanache, um es offen heraus zu sagen, ist in unserer Literatur vorüber; möglich, daß sie unter veränderten Umständen einmal wiederkehrt: aber jetzt wenigstens — dies behaupten wir mit Entschiedenheit — ist sie nicht und ist schon seit Längerem nicht mehr.

Was ist überhaupt Zweck und Aufgabe eines Musenalmanachs? und was hat dieser ganzen Gattung das Dasein gegeben?

Das erste Buch dieser Art, das überhaupt erschien, der Pariser Almanac des Muses vom Jahre 1765, giebt davon eine sehr deutliche Anschauung. Derselbe hatte die Bestimmung, die während des letzten Jahres in Zeitschriften und sonst erschienenen kleinen Dichtun-

gen zu sammeln, besonders von jener leichten, mehr geselligen als poetischen Gattung, welche die Franzosen selbst mit dem charakteristischen Namen der poésies fugitives zu bezeichnen pflegen. Weit entfernt also, wie es jetzt und schon seit Langem die Regel ist, ausschließlich neue und bis dahin noch ungedruckte Sachen dem Publikum darzubieten und alljährlich eine neue Dichtergeneration in die Oeffentlichkeit zu führen, war der Musenalmanach in seiner ersten und ursprünglichen Form vielmehr nur ein poetischer Jahresabschluß, eine Scheuer gleichsam, in welche der hie und da zerstreute neueste Ertrag des Jahres zusammen getragen ward.

Auch der erste deutsche Musenalmanach, der bereits erwähnte Göttinger vom Jahre siebenzig, der bekanntlich von Voie und Gotter herausgegeben ward, geht noch ganz von demselben Standpunkt aus. Auch in Deutschland, versichern die Herausgeber in der Vorrede, kämen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht so bekannt würden als sie es verdienten; andere verlören sich in Bücher, wo man sie nicht suchte. Hier habe man nun einen Versuch machen wollen, einige derselben zu sammeln und habe anfangs gedacht, sie höchstens mit einigen neuen Stücken zu vermehren. „Der Rath und Beifall einiger gewichtiger Kenner“ jedoch habe die Herausgeber aufgemuntert und ihnen Beiträge verschafft, „die sie

Beiträge verschafft, „die sie nicht stolz genug waren zu erwarten. Wir haben das Glück, manches Stück selbst von einigen Lieblingen der deutschen Muse zuerst bekannt zu machen.“

Was damals Ausnahme und Neuerung, wurde nun bekanntlich im Lauf der Jahre zur Gewohnheit, ja zum Gesetz; unsere Musenalmanache begnügten sich sehr bald nicht mehr, die bereits veröffentlichten Gedichte des letzten Jahres zu sammeln oder allenfalls durch einige zufällig erhaltene neue zu vermehren, nein, sie brachten ausschließlich und lediglich Neues, sie pochten bei den Dichtern selbst an, sie schlugen die Wünschelruthe der Redaktionsbriefe in die Schreibtische und Tagebücher unserer Poeten ein und förderten neue, bis dahin noch unbekannte Schätze der vaterländischen Dichtung zu Tage. Dieses ist die eigentliche und hauptsächlichste Bedeutung unserer Musenalmanache, daß sie die Vermittler abgaben zwischen der Lesewelt und den heranwachsenden Dichtern: eine poetische Messe gleichsam, wo Poet und Publikum mit einander bekannt wurden, eine Mustersammlung und Auswahl des Besten, was im Laufe des Jahres in den stillen Werkstätten unserer Dichter producirt war.

Dabei sind jedoch zwei Umstände wohl ins Auge zu fassen: erstlich daß die Production damals in der That noch keinen andern oder doch wenigstens keinen so be-

quemen, so angemessenen Weg, vor die Deffentlichkeit zu gelangen, hatte, als eben durch die Musenalmanache — und daß zweitens das Publikum an dieser Production selbst noch ein aufrichtiges und lebhaftes Interesse nahm.

Und das ist denn auch das Princip, das man bei der Herausgabe dieser Sammlungen jederzeit hätte festhalten sollen und das, so zu sagen, den eigentlichen Rechtsgrund ihrer Existenz bildet. Musenalmanache gehören nur in Zeiten und eignen sich nur für Zustände der Literatur, wo es einmal dem einzelnen, bis dahin vielleicht noch unbekanntem Dichter an Gelegenheit mangelt, die kleinen Erzeugnisse seiner Muse, wie Tag und Stimmung sie bringen, öffentlich zu produciren — und wo andererseits das Publikum an seiner Literatur und zwar speciell an seiner Poesie, vornämlich der lyrischen, oder aber an bestimmten neuen Richtungen derselben, noch so viel väterliche Freude hat, um sich auch für ihre vereinzeltten Sprößlinge und das allmälige und schrittweise Heranwachsen derselben zu interessiren.

An bestimmten neuen Richtungen — haben wir hinzugesetzt und haben damit zugleich ausgesprochen, wie es möglich ward, daß das Institut der Musenalmanache auch späterhin noch, nachdem unsere Literatur jenen Kinderschuhen längst entwachsen war und nachdem eine zahl-

reiche und vielgelesene belletristische Journalistik unseren jungen Dichtern ihre Spalten eröffnet hatte, dennoch, für gewisse Zeiten wenigstens, zu neuem Ansehen und neuem Einfluß auf die Gesamtheit unserer Literatur gelangen konnte. Sogar wir gehen noch weiter: jede neue und wirklich Epoche machende Richtung unserer Poesie, und hier wiederum vornämlich der lyrischen oder lyrisch-epischen Poesie, behaupten wir, hat auch jedesmal ihren eigenen neuen Musenalmanach begründet und dadurch dem Institute selbst zu einem neuen, wenn auch immerhin nur vorübergehenden Ansehen verholfen.

So nimmt wenige Jahre, nachdem der erste deutsche Musenalmanach überhaupt gegründet ist, die heißblütige, sentimentale Jugend des Göttinger Dichterbundes denselben in ihre Hände, macht ihn zum Organ ihrer leidenschaftlichen, zwischen Klopstock'scher Erhabenheit und Bürger'scher Naivetät schwankenden und gerade durch diese doppelte Beziehung höchst zeitgemäßen Dichtung und erreicht damit, vielfacher Concurrrenz unerachtet, einen solchen Erfolg, daß der Absatz der Exemplare nach Tausenden gezählt ward und daß Johann Heinrich Voß, als damaliger Herausgeber, allen Ernstes daran denken durfte, auf den Ertrag seines Musenalmanachs hin zu heirathen — eine Notiz, die gewiß nicht verfehlen wird, in den geehrten Herausgebern unserer dormaligen Musen-

almanache ein gewisses aus Wehmuth und Erstaunen gemischtes Gefühl hervorzurufen.

Selbst Gegenden unseres Vaterlandes, in denen damals von literarischen oder poetischen Interessen noch überaus wenig zu spüren war, gründeten in jener Zeit eigene Musenalmanache, ungefähr wie es jetzt der instinktmäßige Drang und Trieb jeder noch so kleinen Stadt ist, ihre eigene politische Zeitung zu haben. Für diese war der Musenalmanach eben der erste Keim, das erste Auge gleichsam, das die beginnende ästhetische Bewegung ansetzte. Ursache und Wirkung gingen dabei Hand in Hand und ergänzten sich gegenseitig: weil es junge Dichter gab, entstand ein Musenalmanach und weil es einen Musenalmanach gab, fanden sich junge Dichter. So entstand in Wien, das damals (und vielleicht nicht bloß damals) in Betreff seiner geistigen Kultur hinter dem übrigen Deutschland außerordentlich weit zurück stand und wo selbst der Gottsched'sche Geschmack noch eine verwegene Neuerung war, während man an Rhein und Elbe schon für Klopstock, Wieland, Goethe schwärmte, zu Ende der siebziger Jahre, ein eigener „Wienerischer Musenalmanach“ (1777—1779, später als „Wiener Musenalmanach“ mit geringen Unterbrechungen von 1781—1803 von Ratschky, Blumauer u. A. fortgesetzt); so giebt in Schwaben, das damals ebenfalls noch für das wahre deutsche Bäotien galt

und von dem noch Niemand dazumal ahnte, daß es dereinst eine der fruchtbarsten Geburtsstätten deutscher Poesie und Wissenschaft werden sollte — ebenso, sage ich, giebt in diesem häotischen Schwaben der Magister Stäudlin, ein Bruder des berühmten Theologen, ein nicht unerhebliches, aber cynisches und unstätes Genie, seine „Schwäbische Blumenlese“ (1782—87), in der Folge fortgesetzt als „Poetische Blumenlese“ (1792—93), heraus; so weiß auch der Regimentsmedicus Friedrich Schiller in Stuttgart seine und seiner Freunde poetische Versuche nicht besser an den Mann zu bringen, als daß er der Stäudlin'schen „Blumenlese“ eine „Anthologie auf das Jahr 1782“ an die Seite setzt, die trotz dieses gelehrten Titels und trotz der sibirischen Firma (das Buch war angeblich zu Tobolsk erschienen und „meinem Principal dem Tode dedicirt“) doch in der That nicht mehr noch weniger war als ein Musenalmanach.

Auch sollte dieser erste Schiller'sche Musenalmanach nur gleichsam ein Symbol und Vorläufer dessen sein, was der Herausgeber desselben fast ein halbes Menschenalter später für eben diese Gattung zum zweitenmale leistete. Auch als Schiller im Jahre 1795, in der vollen Blüthe seiner männlichen Kraft und der ganzen unverkümmerten Reife seines Talents, die Gründung eines neuen Musenalmanachs unternahm, war auch das wieder-

um weder Laune noch Zufall, sondern eine tiefinnerliche geschichtliche Nothigung. Es ist dies jener berühmte Schiller'sche Musenalmanach, der nicht nur sofort in seinem zweiten Jahrgange das revolutionäre Sprühfeuer der Xenien in die Welt schleuderte, sondern dem wir auch die Goethe-Schillersche Balladenpoesie, diese köstlichsten Edelsteine unserer Dichtung im Allgemeinen, zu verdanken haben: also in jeder Hinsicht eine der denkwürdigsten und fruchtbarsten Offenbarungen jener neuen klassischen Dichtweise, zu welcher Schiller und Goethe sich dazumal heraufgearbeitet hatten.

Der Schiller'sche Musenalmanach, dessen Absatz sich ebenfalls wieder auf mehrere Tausende erstreckte, während die Voß-Bürger'schen Unternehmungen schon längst nur noch vegetirten, geht in dieser Beziehung Hand in Hand mit den Horen, welche gleichzeitig erschienen und zu denen der Musenalmanach gleichsam den praktischen Commentar lieferte. Was in den Horen vorzugsweise theoretisch erörtert ward, jene neue Ansichten also über das Wesen und die Aufgabe der Kunst, welche Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, in den Abhandlungen über naive und sentimentale Poesie zc. hier zuerst aufstellte und durch die er so entscheidend eingewirkt hat auf die gesammte Entwicklung unserer Kunst, so unverständlich sie damals

auch der Mehrzahl seiner Zeitgenossen klangen, fanden in dem Schiller'schen Musenalmanach so zu sagen ihre poetische Illustration; beide zusammen schufen das neue Publikum, dessen unsere beiden großen Dichter in ihrer neuen künstlerischen Gestalt bedurften, und halfen jenes ästhetisch-klassische Bewußtsein bilden, dessen erstes Auftreten in den bereits genannten Kenien so tumultuarisch, so kriegerisch ausgefallen war — und das doch jetzt schon längst in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist.

Bei der wichtigen Stellung, welche der Schiller'sche Musenalmanach somit in der Entwicklung unserer Literatur einnimmt, wird es dem Leser hoffentlich nicht unerwünscht sein, hier etwas Näheres von den einzelnen Jahrgängen desselben, seinem Inhalt, seinen Mitarbeitern &c. zu erfahren, besonders da auch dieser Almanach, das allgemeine Schicksal dieser Literaturgattung theilend, bereits zu den Seltenheiten unserer Literatur gehört und nur noch in wenigen Bibliotheken vollständig angetroffen wird. Ueber die äußerliche Veranlassung, welche Schiller zur Uebernahme der Redaction veranlaßte, hat Hoffmeister (im dritten Bande seines bekannten Werkes über Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke) bereits das Richtige angemerkt. Nämlich am 8. Juni 1794 war Bürger gestorben, zum Theil mit an dem Schmerz, den die Schiller'sche Recension seiner

Gedichte dem unglücklichen Manne bereitet hatte — und schon im September desselben Jahres stand in Schiller der Entschluß fest, einen Musenalmanach herauszugeben. Man darf demnach wohl kaum bezweifeln, daß Bürger's Tod und das damit verbundene Eingehen des Bürger'schen Almanachs Schiller den ersten Anstoß zu seinem Unternehmen gegeben, das sich somit äußerlich genommen als eine Fortsetzung des Bürger'schen Almanachs darstellt und also in directer Linie auf den Göttinger Musenalmanach von 1770, als den allgemeinen Ausgangspunkt dieser ganzen Gattung in Deutschland, zurückführt. Seltene Schicksalsfügung, durch welche Schiller der Erbe Bürger's, der wüste Sturm und Drang der Göttinger Jugend der directe Vorläufer des Goethe = Schiller'schen Klassicismus wurde!

Auch über die Motive, die Schiller dabei leiteten, ist uns einiger Aufschluß erhalten. Dieselben waren gewiß nicht so oberflächlich, noch so äußerlicher Natur, wie er selbst in einem Briefe vom 20. October 1794 an Goethe zu verstehen giebt. „Mir ist, schreibt er da, die Entreprise dem Geschäfte nach eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meinen ökonomischen Zweck desto glücklicher, weil ich sie auch bei meiner schwächlichen Gesundheit fortführen und dabei meine Unabhängigkeit sichern kann.“ Tiefer und darum auch richtiger

scheint Goethe das Verhältniß aufgefaßt zu haben in einer Stelle, die in den Tages- und Jahreshften enthalten ist. „Es sollte, heißt es darin, eine poetische Sammlung sein, die jener meist prosaischen in den Horen vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig, die guten strebsamen Köpfe neigten ihm zu.“

Die Wahrheit zu sagen, ist jedoch von diesen letztern wenigstens in dem ersten Almanach, den Schiller herausgab, dem für 1796, noch nicht viel zu spüren, oder der Kreis der activen Poeten müßte damals außerordentlich klein gewesen sein. Neben einigen Chiffren, hinter denen sich freilich zum Theil Männer wie Herder verbergen, finden wir zunächst eine Anzahl schwäbischer Landsleute, die gewiß schon damals sehr wackere Landsleute, als Dichter aber doch nur erst wenig oder gar nicht bekannt waren. So Gonz, Schillers ehemaligen Lehrer, mit einer „Abendphantasie nach einem schwülen Sommertage“ und einem „Hain der Eumeniden“, die beide stark an das Muster der von Schiller eben damals mit Lebhaftigkeit empfohlenen Matthiſſon'schen Poesie erinnern; ferner den bekannten Epigrammatiker Haug mit verschiedenen Kleinigkeiten; Hölderlin, damals noch Student in Jena, mit einem „Gott der Jugend“, der ebenfalls noch stark nach Matthiſſon'schem Muster schmeckt; Neuffer, der sich später

hin als Idyllendichter sowie als Uebersetzer des Virgil bekannt gemacht. Auch Reinwald, Schiller's Schwager, Woltmann, der berühmte Historiker, damals Schiller's Collegen zu Jena, sowie die liebliche Sophie Mereau, die spätere Gemahlin Clemens Brentano's, haben sich mit einigen Beiträgen eingefunden; ebenso August Wilhelm Schlegel, damals Hauslehrer in Amsterdam und von Schiller ausdrücklich eingeladen. Auch der alte Pfeffel war mit einer kurzen Fabel in seiner bekannten behäbigen Manier zugelassen worden. Nennen wir dazu noch Rosengarten, dessen bekanntes Lied an die Sterne, das damals von empfindsamen Jünglingen und Jungfrauen viel gesungen ward, sich hier nebst andern zum erstenmal abgedruckt findet; ferner den bekannten Komiker Langbein, damals in Dresden und — ein Beweis für den Dichterruhm, dessen er sich zu jener Zeit erfreute — ebenfalls ausdrücklich von Schiller aufgefordert (siehe Briefwechsel mit Körner III, 274), sowie Karl August Lappe, der noch dreißig Jahre später mit seiner „Hütte in Bütte“ eine so aufdringliche, halb spaßhafte, halb tragische Rolle spielen sollte — so dürfte der Kreis der Mitarbeiter damit so ziemlich erschöpft sein.

Doch haben wir allerdings noch einen unerwähnt gelassen und zwar einen solchen, der allein eine ganze Generation von Dichtern ersetzen konnte: Goethe. Wir

finden von Goethe in diesem ersten Almanach die Nähe des Geliebten, den Besuch (Meine Liebste wollte ich heut beschleichen), das herrlich schöne Meeresstille und glückliche Fahrt, Kophytische Lieder, Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragenspiel, Prolog zu dem Schauspiel Alte und Neue Zeit, bei der Wiedereröffnung des Weimarschen Stadttheaters 1794; endlich die Venezianischen Epigramme, in einer eigenen Abtheilung am Schluß des Büchleins, jedoch ohne den Namen des Dichters.

Bei weitem die reichlichsten Beiträge hatte endlich Schiller selbst geliefert. Bei der großen Zahl derselben würde es hier zu viel Raum wegnehmen, wollten wir dieselben einzeln anführen. Doch interessirt es vielleicht den Leser, zu erfahren, daß die Macht des Gesanges den Almanach eröffnet, während die Stanzas an den Leser (Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen) den Schluß machen, sowie daß der Tanz, Pegasus im Joche (oder wie er hier heißt: Pegasus in der Dienstbarkeit), die Ideale und die Würde der Frauen, lauter Gedichte also, die seitdem ein allgemeines und unvergängliches Eigenthum der deutschen Nation geworden, hier zum erstenmale vor das Publikum getreten sind.

Doch hatte die Herausgabe dieses ersten Almanachs Schillern manche Noth gemacht. Der Buchhändler, welchem er den Verlag desselben anvertraut, war nicht ganz

zuverlässig gewesen. Auch erschien der Almanach weit später als üblich war, erst im Januar 1796, und auch die Ausstattung, wenschon immer ein Fortschritt in Vergleich mit derjenigen, an die man durch den Boß'schen und Bürger'schen Almanach gewöhnt war, fand vor den Augen Schiller's und seiner Freunde wenig Gnade.

Dieser Umstand, im Verein mit der innigen Geschäftsverbindung, in die Schiller seit dem Besuch in Schwaben und der Herausgabe der Horen mit Gotta getreten war, veranlaßte ihn denn, den nächsten Almanach im Gotta'schen Verlage erscheinen zu lassen. Und wie das Buch dadurch äußerlich an stattlichem Ansehen und buchhändlerischer Verbreitung gewann, so that auch Schiller mit seinen Freunden redlich das Seinige, den innern Werth des Almanachs zu erhöhen und ihm ein immer größeres Publikum zuzuführen. Es ist dies der berühmte Jahrgang von 1797, der in seiner zweiten Hälfte die Goethe-Schiller'schen Xenien brachte.

Ueber diese Xenien selbst sind seit Jahren, besonders aber in letzter Zeit, so viel gründliche Untersuchungen angestellt und so viel Erläuterungen gegeben worden, daß es unnöthig ist, uns hier noch ausdrücklich dabei zu verweilen. Auch haben wir den wesentlichsten Gesichtspunkt schon vorhin angedeutet: die Xenien sind das Gewitter, welches die Luft reinigt, damit die Sonne der classischen

Kunst demnächst in ihrer vollen Schönheit frei und ungehindert emporsteigen kann; sie sind eine tabula rasa, welche in der Literatur der Zeitgenossen gemacht wird, um Raum zu gewinnen für die neuen großartigen Schöpfungen, die bereits im Anzuge; ein literarischer Terrorismus, ähnlich jenem politischen, der kurz zuvor an den Ufern der Seine geübt worden war, nur freilich mit dem sehr wesentlichen Unterschiede, daß dort Köpfe, hier höchstens Lorbeerkränze fielen und daß, während die furchtbare Arbeit der Guillotine Freiheit und Sittlichkeit doch nicht hatte wieder herstellen können, diese literarische Mezelei allerdings nur der Vorläufer eines geläuterten und gediegenern Kunstgeschmacks war.

Dieser polemische Theil, von dem man weiß, welches ungeheures Aufsehen er in ganz Deutschland machte und welche Fluth geistloser Erwiderungen er hervorrief, überragte denn in dem Almanach so sehr, daß der übrige positive Inhalt dagegen fast ein wenig mager aussieht. Der Kreis der Mitarbeiter hat sich nur wenig erweitert; für Hölderlin, der diesmal ausgeblieben, sind Matthiesson und Steigentesch, derselbe, der sich späterhin durch einige gelungene dramatische und novellistische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht, neu hinzugetreten. Die eigentlichen Pfeiler des Almanachs jedoch sind auch diesmal, die Xenien ganz bei Seite gesetzt, Schil-

ler und Goethe selbst, mit wenigen, aber meisterhaften Arbeiten. Von letzterem treffen wir hier neben einer Anzahl epigrammatischer Kleinigkeiten, die größtentheils dem ursprünglichen Entwurf der Xenien angehören, die herrliche Idylle Alexis und Dora an der Spitze des Buches, so wie die schalkhaften Musen und Grazien in der Mark, die ebenfalls, wenn nicht der Form, so doch dem Geiste nach der Xenienepoche angehören. Im Uebrigen verschärft der Stachel dieses Gedichtes sich noch und auch der Umstand, daß es gerade im Schiller'schen Musenalmanach erschien, gewinnt an Bedeutung, wenn man die bisher nur wenig bekannte Thatsache berücksichtigt, daß es gegen einen directen Concurrenten dieses Almanachs gerichtet ist: „Kalender der Musen und Grazien“ war der Titel eines Musenalmanachs, den der bekannte „Berneucher Schmidt“ zu derselben Zeit (1795 und 1796) erscheinen ließ, als Fortsetzung eines von ihm schon früher (1793—96) in Gemeinschaft mit E. C. Bindemann herausgegebenen „Neuen Berlinischen Musenalmanachs“, der selbst wieder eine Fortsetzung des von R. H. Jördens, dem bekannten Litterarhistoriker, begründeten „Berlinischen Musenalmanachs“ für 1791 und 1792 bildete.

Auch Schiller's Beiträge sind der Mehrzahl nach epigrammatischer Natur, darunter die hübsch gewandte

Fabel vom Fuchs und dem Kranich, hier mit dem ausdrücklichen, später weggelassenen Zusatz: An F. Nicolai. Von größeren Gedichten hatte auch er nur fünf beigezeichnet: aber diese fünf waren das Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herculanium, die Klage der Ceres, die Geschlechter und der Besuch, in der spätern Ausgabe der Gedichte als „Dithyrambe“ überschrieben. — Aus den übrigen Beiträgen heben wir Kosegarten's sehr schwülftiges, dennoch zu seiner Zeit viel bewundertes Gedicht an Arkona hervor, sowie den Pygmalion von August Wilhelm Schlegel, der mit desselben Dichters Arion (den wir sogleich noch in einem nachfolgenden Jahrgange antreffen werden) noch jetzt wohl als das eigentliche Prachtstück Schlegel'scher Dichtkunst gerühmt zu werden pflegt.

Mit um so großartigern Schöpfungen tritt die Goethe-Schiller'sche Poesie uns im folgenden Jahrgang, dem von 1798, entgegen. Die beiden Dichter hatten, wie es in ihren Briefen aus dieser Zeit vielfältig ausgesprochen wird, selbst die Nothwendigkeit gefühlt, auf den verwegenen Angriff der Kenien nun um so tüchtigere positive Leistungen folgen zu lassen: das beste Mittel jedenfalls, das Geschrei der Angegriffenen zu beschwichtigen und das Publikum vollständig auf die Seite der Keniendichter herüberzuziehen. So war denn auf das Kenien-

jahr das Balladenjahr gefolgt; seine Frucht ist es, die uns in dem Almanach von 1798 vorliegt. Wir finden hier alle jene unvergleichlichen Dichtungen, die seitdem als die herrlichsten Perlen im Diadem der deutschen Dichtkunst strahlen und die jeder Deutsche, ja überhaupt Jeder, der auf literarische Bildung Anspruch macht, seitdem in dankbarem Gedächtniß trägt. Also namentlich von Goethe den Zauberlehrling, die Braut von Corinth, den Gott und die Bajadere, ferner den Neuen Pausanias, den Schatzgräber, Legende (Als noch verkannt und sehr gering), an Mignon, Erinnerung, Abschied 2c. Von Schiller traten der Ring des Polykrates, der Handschuh, Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer hier zuerst ans Licht. Ebenso das Reiterlied aus dem Wallenstein, die Worte des Glaubens, die Todtenklage, das Geheimniß 2c.; das Gedicht an Emma (Weit in nebelgrauer Ferne) steht hier als Elegie an Emma und mit einem bloßen S. bezeichnet. — Auch der Kreis der Mitarbeiter hat in diesem Jahrgang einige vortheilhafte Veränderungen und Erweiterungen erfahren; der schwülstige Rosengarten und der platte Langbein sind entfernt, dafür Wilhelm von Humboldt (mit einer Uebersetzung aus dem Pindar), Friederike Brun 2c. neu hinzugetreten. Hölderlin hat seinen berühmten Hymus an den Aether beigeuert;

doch ist derselbe nicht mit seinem Namen, sondern mit einem bloßen D. bezeichnet. — Auch diesem Jahrgang widerfuhr, gleich dem Xenienalmanach, die Ehre einer zweiten Auflage: Beweis genug, daß das Publikum jener Zeit nicht bloß für den Lärm der Polemik, sondern auch für die gediegenen Leistungen positiver Kunst und Schönheit empfänglich war, und daß, wenn ihm hier die edelste Blüthe deutscher Kunst geboten wurde, es auch wenigstens fühlte, was es damit erhielt.

Ueberhaupt bildet dieser Jahrgang für 1798 den eigentlichen Höhepunkt des Schiller'schen Musenalmanachs. Je weiter Schiller mit dem Wallenstein vorrückte und je mehr Lust und Muth er dadurch wieder zu größeren dramatischen Arbeiten gewann, je mehr zog er sich von allen Unternehmungen, die seine Zeit nur zu zersplittern und ihn diesem seinem eigentlichen Lebenszweck abwendig zu machen drohten, und damit also auch von den kleinern lyrischen Erzeugnissen zurück. Schon hatte er, halb aus Ueberdruß, halb weil es ihm an den richtigen Mitarbeitern fehlte, die Horen aufgegeben und bald sollte auch der Musenalmanach demselben Schicksal anheimfallen.

In dem Jahrgange für 1799 erblicken wir allerdings noch den belebenden Widerschein des Balladenjahres. Goethe hat seinen Edelknaben und die Müllerin (mit dem Beisatz alt englisch), der Junggeselle und

der Mühlbach (alt deutsch), der Müllerin Verrath (alt französisch), die Neue (alt spanisch) nebst dem Blümlein Wunderschön beige-steuert; ferner die treffliche Elegie Euphrosyne, die Metamorphose der Pflanzen, Amyn-tas 2c. Drei Gedichte von ihm, nämlich die Musageten, Sängervürde (Unter diesen Lorbeerbüschen), an meine Lieder (Verfließet, viel geliebte Lieder) stehen unter dem Namen Justus Ammann verzeichnet. Schiller lieferte das Glück, den Kampf mit dem Drachen, die Bürgschaft, Bürgerlied (jetzt das eleusinische Fest), des Mädchens Klage, Poesie des Lebens und den Prolog zu Wallensteins Lager. Von neu hinzugetretenen Dichtern fällt insbesondere Ludwig Tieck auf, mit einer Reihe kleiner melodischer Lieder, theils in bekanntem minnesingerlichen, theils in einem antikisirenden Geschmack, den er späterhin besonders noch in den Reisege-dichten aus Italien cultivirte.

Der Jahrgang von 1800 (der vorletzte, welcher erschienen, und der letzte, den wir aus eigener Ansicht kennen) zeigt uns Schiller bereits ganz in seine dramatischen Arbeiten verloren. Wir finden von ihm nur den Spruch des Konfucius, Erwartung, und das Lied von der Glocke, das den Schluß des Jahrgangs bildet. Goethe fehlt gänzlich, ebenso Schlegel; dagegen ist zu Rosegartens schwülftigem Alexanderfest (bekannt-

lich nach Dryden bearbeitet, welche Angabe hier jedoch fehlt) zurückgegriffen.

Den größten Theil des Almanachs füllen Die Schwestern von Lesbos von Amalie von Imhof, später vermählte von Helwig: ein anmuthiges Gedicht, dem man seinen Platz schon gönnen mag und das sich auch später im Andenken der Literatur erhalten hat, das aber doch wohl schwerlich in seiner ganzen Breite hier zum Abdruck gekommen wäre, hätte es Schillern nicht an Material gemangelt — oder richtiger gesagt, an Zeit und Lust dasselbe herbeizuschaffen, zu sichten und zusammenzustellen. Auch der Briefwechsel Schiller's mit Körner, dieser getreueste und vollständigste Kommentar seines damaligen Lebens, läßt die allmähliche Abnahme, welche der Musenalmanach im Interesse seines Herausgebers erlitt, sehr deutlich erkennen; während die ersten Jahrgänge desselben ein Hauptthema des Briefwechsels bilden (insbesondere lieferte Körner auf Schiller's und Goethe's Wunsch ausführliche Recensionen der einzelnen Jahrgänge; dieselben finden sich im dritten und vierten Bande des Briefwechsels abgedruckt und sind noch jetzt zur Charakteristik des damaligen Geschmacks von Wichtigkeit), tritt ungefähr vom Jahre 1798 ab der Almanach auch hier mehr und mehr in den Hintergrund, bis er endlich gänzlich daraus verschwindet. —

Das Unternehmen, welches Schiller, zu höheren Dingen bestimmt, um diese Zeit aufgab, ging mit der übrigen Erbschaft unserer beiden großen Klassiker in die Hände der Romantiker über.

Oder wenigstens suchten sie sich derselben zu bemächtigen. Als Schiller die Horen aufgab, ließen die Schlegel alsbald ihr Athenäum erscheinen; ebenso ließen sie auch dem Musenalmanach Schiller's und Goethe's einen Musenalmanach der Romantiker folgen. Doch gelang es ihnen auch hier nicht, ein dauerndes und allgemein anerkanntes Resultat zu erzielen; vielmehr ziehen die Versuche der Romantiker auf diesem Gebiet in immer wiederholten Ansätzen und Bruchstücken sich durch das ganze erste Decennium des neuen Jahrhunderts hin, ohne jene stetige Folge, welche der Voß = Bürger'sche und zuletzt noch der Schiller'sche Almanach erreicht hatten. Außer dem sogenannten Grünen Almanach vom Jahre vier von Barnhagen und Chamisso, zu dem auch Schelling, Fouqué, W. von Schütz und andere angehende Koryphäen der Romantik beitrugen, haben wir von den Schlegeln selbst, zum Theil unter Mitwirkung von Ludwig Tieck, einen „Musenalmanach für 1802“ (von August Wilhelm); ferner ein „Poetisches Taschenbuch für 1805 und 1806“ (von Friedrich Schlegel), sowie noch mehres Untergeordnete derselben Art: bis endlich Justinus Kerner mit

dem „Poetischen Almanach für 1812“, der höchst bezeichnender Weise auch den Doppeltitel: Romantische Dichtungen von Fouqué zc. führt, den Beschluß dieser Richtung macht.

Daß diese Almanachsliteratur der Romantiker im Ganzen genommen nur eine sehr geringe Verbreitung gewonnen hat und daß keine der genannten Sammlungen dem Abſatz des Voß'schen oder Schiller'schen Almanachs auch nur vorübergehend nahe gekommen, ist richtig. Allein in diesem Falle rührte das weniger davon her, daß sie Musenalmanache, als daß sie Musenalmanache der Romantiker waren. Die Romantik hatte dazumal nur erst sehr geringen Boden im Publikum; es waren weit mehr erst die Kritiker, überhaupt die Literaten selbst, die sich um sie kümmerten, als die Masse des Volks. Auch ist gerade die Lyrik, die doch immer den Hauptbestandtheil jedes Musenalmanachs bilden muß, von jeher die schwache Seite der Romantik gewesen, die ihren wahren Triumph vielmehr erst in der Novelle, namentlich in der Tendenznovelle feierte. —

Und hier wird nun der geeignetste Ort sein, den Uebergang zu jener zweiten Gattung zu machen, deren Betrachtung dieser Aufsatz bestimmt ist, zu den Taschenbüchern. Keineswegs auf das poetische Gebiet beschränkt, vielmehr über alle Felder der Wissenschaft und selbst der empirischen Kenntniß sich verbreitend, haben die Taschenbücher in den Gesamtorganismus unserer Litera-

tur zwar in sehr breiter Ausdehnung, aber doch bei Weitem nicht so tief eingegriffen, wie die Musenalmanache. Haben wir in letzteren jedesmal einen neuen Entwicklungskeim, einen jugendlichen Trieb und Ansaß unserer Poesie selbst erkannt oder wurden sie uns wenigstens nur da von Interesse, wo ein solcher jugendlicher Trieb sich in ihnen offenbarte: so liegt das Charakteristische der Taschenbücher umgekehrt darin, daß sie eine vorhandene Bildung und längst anerkannte populäre Richtungen der Literatur auf breitester Grundlage zusammenfassen und dem Publikum zu bequemstem, gleichsam häuslichem Genuß darbieten. Man könnte das auch so ausdrücken, daß der Musenalmanach, wo er überhaupt noch eine Bedeutung hat, stets nach vorwärts gerichtet ist, in die Zukunft, das Taschenbuch dagegen rückwärts, in die Vergangenheit; jener ist Ausfaat, dieses Ernte; jener Stern des Aufgangs, dieser behaglich wärmende, nährendes Mittagssonne. — Es wird hiernach gerechtfertigt sein, wenn wir uns über die Literatur der Taschenbücher, entsprechend ihrer geringeren Wichtigkeit, auch nur in kürzerem Maße verbreiten und nur die allgemeinsten Umrisse eines Gemäldes ziehen, daß, wenn es vollständig sein sollte, sich auf die Geschichte fast aller Wissenschaften und Künste seit Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wo diese Form besonders populär wurde, erstrecken müßte.

Selbst den Stammbaum dieser Literaturgattung dürfen wir nicht allzuweit verfolgen, da wir sonst Gefahr laufen, uns in Regionen zu verirren, welche der Mehrzahl unserer Leser denn doch zu entfernt und zu unfruchtbar sein möchten. Die ersten Anfänge unserer Taschenbuchsliteratur nämlich haben wir unzweifelhaft in den Kalendern zu erkennen, wie sie unmittelbar nach Erfindung der Buchdruckerkunst (gleich das zweitälteste aller bekannten Druckwerke ist ein Kalender) in Umlauf kamen. Freilich waren diese frühesten Kalender noch nicht periodisch, das heißt, sie kehrten noch nicht, wie wir es jetzt gewohnt sind, mit jedem neuen Jahr aufs Neue wieder, sondern sie waren zuerst mehrjährig, in der Art unserer sogenannten immerwährenden Kalender. Allein auch dies periodische Moment fand sich sehr bald, schon im Laufe des 16. Jahrhunderts hinzu, während die Gattung selbst durch die historischen oder Zeitungskalender, die sogenannten Postreuter, eine sehr wesentliche Erweiterung gewann.

Doch hielt dies Alles sich Jahrhunderte lang nur in den niedrigsten Schichten der Literatur, bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo die belletristische Richtung, die sich inzwischen bei uns entwickelt hatte, auch dieser Gattung sich bemächtigte. Daß dieselbe jedoch keineswegs auf das belletristische Gebiet beschränkt blieb, sondern sich auch auf die meisten Wissenschaften, ja selbst

auf eine Menge technischer Kenntnisse ausdehnte, haben wir schon vorhin bemerkt. Es hängt dies genau zusammen mit der populären Richtung, welche die Wissenschaft selbst seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, seitdem gleichsam das Feuer der Schönheit und der Zauber einer künstlerisch veredelten Form das starre Erz der Gelehrsamkeit geschmolzen hatte, auch bei uns einschlugen. Da war die Form des Kalenders, des Jahrbuchs eben die geeignetste Form, wissenschaftliche Kenntniß und Bildung in die Kreise der Familien, auf die Buztische unsrer Damen, die Büreaus unserer Staatsmänner zu verbreiten; der blühende Stil, die bilderreiche Sprache, die bequeme Auswahl, die das Allzutrockne entfernte, und wo das nicht ausreichen wollte, das zierliche Format, die Kupferchen, der seidene Einband waren eben so viel Mittel, die strenge Wissenschaft dem Publikum angenehm und erfreulich zu machen und ihr den Zutritt in das Innere unsrer Häuser zu erleichtern. Und warum hätte die Wissenschaft sich dieser äußern Mittel auch nicht bedienen sollen, da dieselben ja stark genug gewesen sind, noch ein Paar Menschenalter später die unbedeutendste und oberflächlichste Belletristik über Wasser zu halten?

Welche gesunde und gediegene Kost aber, wenigstens theilweise, dem Publikum in dieser leichtfertigen Form

des Taschenbuchs dazumal geboten wurde, das wird der Leser sofort erkennen, wenn wir ihn an einige berühmte und einflußreiche Erscheinungen erinnern, die theils selbst, theils in ihrer Nachwirkung, noch bis auf unsere Tage dauern und so lange dauern werden, als es überhaupt eine deutsche Literatur giebt. So von Schiller selbst die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die zuerst als Historischer Kalender für Damen auf die Jahre 1791 — 93 erschien und Schillers Popularität auch als Prosaiker begründete. Auch seine Jungfrau von Orleans (1803) erschien zuerst als Taschenbuch und erreichte in dieser Form sofort einen Absatz, der weit in die Tausende ging und schon im nächsten Jahr eine neue Auflage nöthig machte. — Ein anderes berühmtes Taschenbuch jener Zeit war der Hirschfeld'sche Gartenkalender (1782 — 98), dem unter Anderm auch die Ehre einer Schiller'schen Recension widerfuhr. Einer langen Dauer und großer Verbreitung erfreute sich ferner das Taschenbuch der Reisen von G. A. W. von Zimmermann, den man sich jedoch hüten muß, mit dem Göttinger Zimmermann, dem famosen Ritter Nicolai'schen, Knigge'schen und Bahrdt'schen Andenkens zu verwechseln. Dieser Eberhard August Wilhelm von Zimmermann, geboren 1742, war Lehrer der Mathematik und Physik am Carolinum zu Braunschweig, wo er im Jahre 1815 gestorben ist. Unter sei-

nen zahlreichen geographischen und statistischen Schriften verdient das schon genannte Taschenbuch der Reisen (das übrigens keine Sammelschrift, sondern vollständig von Zimmermann allein geschrieben war) noch heut ein ehrendes Andenken; dasselbe erschien von 1802—1818 und trug durch seine höchst lebendigen, farbenreichen Schilderungen der außereuropäischen Welt nicht wenig bei zu dem Aufschwung, welchen Erd- und Völkerkunde seitdem genommen.

Von historischen Taschenbüchern nennen wir ferner das von Friedrich Buchholz, dem bekannten Berliner Vielschreiber und geistreichen, aber unruhigen und flüchtigen Kopf; wir haben von ihm eine Staatsgeschichte Europas als Taschenbuch für 1805 bis 10, nebst einer Fortsetzung, die 1814 begann und die Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien bis Ausgang der zwanziger Jahre umfaßt. Ähnliche Versuche, doch mit geringerem Glück, wurden dann im Lauf der dreißiger Jahre bis in die vierziger hinein von Wolfgang Menzel, Ernst Münch und Gustav Bacherer gemacht.

Diese Taschenbücher hatten sich sämmtlich die Behandlung der Zeitgeschichte zur Aufgabe gestellt. Von größerem Werth und längerer Dauer sind zwei andere Unternehmungen geworden, welche mehr den ursprünglichen Charakter des Sammelwerks beibehalten und sich vorzugsweise, wenn nicht

ausschließlich, mit der Geschichte der Vergangenheit beschäftigt. Das eine ist das Hormayr'sche Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, gegründet im Jahr 1811, das andere, noch bekanntere das Historische Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich von Raumer, von dem kürzlich der fünf und zwanzigste Jahrgang erschien; beide werden noch bis auf diese Stunde fortgesetzt und erfreuen sich einer ungeschwächten Theilnahme bei den Schriftstellern sowohl wie beim Publikum. — Auch das Literarhistorische Taschenbuch, das der Verfasser dieses Werkes selbst in den Jahren 1843 bis 48 herausgab, wird es bei dieser Gelegenheit wohl erlaubt sein in Erinnerung zu bringen; dasselbe zählte unter seinen Mitarbeitern Namen wie Hoffmann v. Fallersleben, Karl Rosenkranz, Friedrich Vischer, Karl Hagen, Danzel &c. und versuchte einen ähnlichen Mittelpunkt für das Fach der literargeschichtlichen Monographie zu bilden, wie das Raumer'sche für das politische und zum Theil auch das kunstgeschichtliche Fach darbietet.

Doch giebt es, wie wir schon vorhin erinnerten, überhaupt keine Wissenschaft und selbst keine technische Kenntniß und kein Gewerbe, für das nicht irgend wann und wo die Form des Taschenbuchs beliebt worden wäre; wir hatten und haben zum Theil noch Taschenbücher für Aerzte, für Botaniker, für Jäger, für Gärtner, für Handwerker und Künstler aller Art. Das allgemeine Princip,

auf welchem alle diese Unternehmungen beruhen, nämlich das Princip des Sammelns, des Sichgehenlassens auf dem Terrain gewisser anerkannter und verbreiteter Ansichten, ist schon oben angegeben worden; statt also diese ganze breite Masse hier des Weitern zu verfolgen, beschränken wir uns darauf, nur die belletristischen oder poetischen Taschenbücher, als diejenigen, die sich ohne Vergleich der größten Verbreitung erfreuten und auch mit dem bisher betrachteten Stoff im nächsten Zusammenhange stehen, noch etwas genauer ins Auge zu fassen.

Als das erste unserer belletristischen Taschenbücher wird gemeiniglich das Taschenbuch für Dichter und Dichtersfreunde angeführt, das zu Leipzig von 1773 bis 1780 erschien. Allein mit Unrecht, da dies Taschenbuch vielmehr ein Musenalmanach ist, ganz von derselben Beschaffenheit und Einrichtung wie der Leipziger Almanach der deutschen Musen (1770 — 1781), mit dem es auch denselben Herausgeber hatte: nämlich den bekannten Christian Heinrich Schmid, den sogenannten Gießner oder Theorien-Schmid, von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit einiges Ergötzliche erzählt und der einer der unvermeidlichsten Vielschreiber jener Epoche war.

Eben so wenig darf die Iris hierher gezogen werden, welche Johann Georg Jacobi, der Bruder des Philosophen, in den Jahren 1774 — 76 herausgab und

die unter ihren Mitarbeitern außer Friedrich Jacobi, Heinze zc. auch Goethe zählte, dessen Erwin und Elmire hier zuerst abgedruckt ward. Auch die Iris ist kein Taschenbuch, sondern ein Journal, noch genauer eine Monatschrift, was damals noch die einzige gebräuchliche Form für belletristische oder wissenschaftliche Zeitschriften war.

Und so dürfte denn wohl kaum ein rein belletristisches Taschenbuch bei uns gefunden werden vor dem Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das zuerst 1790 ans Licht trat und zwar in Leipzig, wie es denn auch fortwährend den Charakter einer gewissen sächsischen Gemüthlichkeit (den es ja auch schon im Titel ausspricht) beibehalten hat: jenen Charakter, um es deutlicher zu machen, der im vorigen Jahrhundert einen Christian Felix Weiße mit seinem Kinderfreund und seiner Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften, im neunzehnten einen Friedrich Kind und Theodor Hell geschaffen hat. Das Buch wurde anfänglich von Wilhelm Gottlieb Becker redigirt, der auch schon früher (1795 — 1800) ein Taschenbuch für Gartenfreunde, als Fortsetzung des Hirschfeldschen, herausgegeben hatte, und auch auf antiquarischem Gebiet durch sein Augusteum bekannt geworden ist. Nach Becker übernahm Friedrich Kind die Redaction, die 1821 auf Amadeus Wendt überging, den wir auch noch unter den Heraus-

gebern des Musenalmanachs wieder finden werden; 1827 gerieth sie in die Hände des Hofrath Philippi, eines übelberufenen Vielschreibers, der das Unternehmen denn auch mit dem Jahre 1829 glücklich zu Grabe trug. Doch hatte sich seit dem Jahre 1819, noch eine zweite Fortsetzung abgezweigt, die unter Friedrich Kind's Redaction verblieb.

Der nächste und ansehnlichste Concurrent des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen war das Gotta'sche Taschenbuch für Damen, das mehr als dreißig Jahre hindurch, von 1798 bis 1831 erschien. Zwar fallen dazwischen noch einige Taschenbücher von dem schon genannten Johann Georg Jacobi, wie das Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden (1795 — 99; der Jahrgang 1797 fehlt). Doch waren dieselben meist nur von kurzer Dauer, ebenso wie sein Ueberflüssiges Taschenbuch (1800 — 1802), seine Iris, ein Taschenbuch (1803 — 1813) &c. Das Taschenbuch für Damen dagegen erfreute sich nicht nur, wie schon erwähnt, einer ungemein langen Dauer, sondern es erhielt auch durch seine Mitarbeiter einen Werth, der es noch jetzt dem Litterarhistoriker interessant macht. Insbesondere waren Goethe, dessen kleinere Erzählungen hier nicht nur zuerst erschienen, sondern zum Theil ausdrücklich in Veranlassung

dieses Taschenbuchs geschrieben wurden, ferner Schiller, Herder, in späterer Zeit auch Jean Paul, thätige Mitarbeiter. Daneben zeichnete sich das „Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet“ aus; es erschien zu Frankfurt a. M. 1801—1836, vom Jahre 1814 ab von Stephan Schüze redigirt, und hatte seine eigentliche Glanz-epoche zur Zeit der Hoffmann'schen Novellistik, die hier durch das Fräulein von Scudery, den Meister Martin und seine Gesellen und einige andere von Hoffmann's besten Leistungen vertreten war.

Auch die Romantiker machten schon damals einige schwache Versuche, sich gleichfalls in dieser populären Form beim Publikum einzuführen. Doch wollte weder Franz Horn's Luna (1804—5), noch Leo von Seckendorfs Prometheus (1819) nebst einigem Aehnlichen gedeihen. Erst als die Romantik sich aus der „Mondbeglänzten Zaubernacht“ des Märchens zurückzog in die Säle der vornehmen Gesellschaft, zu ästhetischen und religiösen Betrachtungen, zur Bearbeitung mittelalterlich historischer Stoffe, mit einem Wort zu jener Novelle, wie sie durch Tieck geschaffen ward und wie dann sofort zahlreiche Nachahmer sie weiter verbreiteten — da erst und erst in dieser abgeschwächten Form gelang es den Romantikern, einen festen Platz in der Gunst des Publikums zu gewinnen und wiederum war es die Form des

Taschenbuchs, in der sie diese Gunst nun ausbeuteten und genossen. Da es kaum möglich sein oder doch ein viel größeres Detail erfordern würde, als es mit dem Zweck dieses Buches vereinbar ist, spezifische Unterschiede an den einzelnen Unternehmungen dieser Art zu erkennen, sie sich vielmehr sammt und sonders aufs Aeußerste ähnlich sehen und sammt und sonders Kinder der Concurrnz sind, so begnügen wir uns hier, nur die vorzüglichsten derselben namhaft zu machen. Auch ist es ja noch gar nicht so lange her, daß dieser Nachwuchs der Romantik in Aller Händen war; der Leser wird seine Lieblinge noch im Gedächtniß haben und mag sie sich selbst heraussuchen.

An die Spitze stellen wir dabei die Brockhaus'sche Urania, nicht blos weil sie schon 1810 erschien und erst in den Stürmen von 1848 untergegangen ist, sondern weil sie auch entschieden das Beste und Werthvollste dieser ganzen Unterhaltungsliteratur gebracht hat; wir erinnern statt aller weiteren Anführungen nur an Ernst Schulze's Bezauberte Rose, die als Preisgedicht für die Urania entstand (1819); ferner an die Tieck'schen Novellen, die fast ohne Ausnahme zuerst in der Urania, einige auch in einem eigenen Tieck'schen Novellenfranz (1836 — 1840) erschienen, sowie aus neuester Zeit an die Auerbach'schen Erzählungen, mit denen die letzten Jahrgänge der Urania sich schmückten.

Der *Urania* zunächst stellen wir das *Frauentaschenbuch*, das als eine unmittelbare Frucht der patriotischen Begeisterung und der deutschthümelnden Richtung, wie dieselbe sich während der Freiheitskriege ausgebildet hatte, im Jahre 1815 entstand und bis nach der Julirevolution (1831), theils von Fouqué, theils von Rückert, theils auch von Georg Döring, dem Novellisten, herausgegeben ward.

Aehnlicher Richtung war die *Cornelia*, Taschenbuch für deutsche Frauen, von dem wackern Alois Schreiber im Jahre 1816 gegründet; es ist eines der wenigen Taschenbücher, die selbst die Katastrophe von 1848 überstanden haben.

Bei der eigentlich stoffhungrigen Lesewelt dagegen, bei jener meinen wir, die auf ästhetische Form und künstlerische Intention wenig, aber Alles auf spannenden Inhalt und eine tüchtige Erschütterung der Nerven giebt, standen hauptsächlich Taschenbücher in Gunst, wie die *Penelope*, die 1811 von Theodor Hell gegründet ward und sich ebenfalls bis jetzt erhalten hat; ferner das *Rheinische Taschenbuch* (von Adrian seit 1810; wird gleichfalls noch fortgesetzt), die *Drypha* (1824 — 31) u. s. w. Hier war der eigentliche Tummelplatz der van der Velde, Tromlig, Weissflog und anderer belletristischer Tageschriftsteller, die mit rüstig breitem Pinsel für das rohe Ergötzen des großen Publikums arbeiteten und denen sich leider auch ein

Talent zugesellte, das wohl zu Höherem berufen gewesen wäre: Karl Spindler, dessen „Vielliebchen“ (seit 1836) gleichfalls zu den gelesensten Taschenbüchern der Zeit gehörte. Denselben Charakter tragen auch die zahlreichen österreichischen Taschenbücher, die erst recht aufblühten, als es im übrigen Deutschland mit den Taschenbüchern schon wieder auf die Reige ging: Aglaja (1815 — 33), Aurora (seit 1824) und viele Andere. Einen etwas höhern Schwung nahm die Minerva, Taschenbuch für Damen (1809 — 33), in der sich besonders der Dresdner Böttiger als Aesthetiker und Kunsterklärer vernehmen ließ; auch die Kupfer zur Penelope, Scenen aus Schillers Werken nach Zeichnungen von Ramberg darstellend, der überhaupt der eigentliche deutsche Taschenbuchszeichner war, standen lange Jahre in hohem Ansehen.

Und doch mußte Alles, was wir bisher angeführt haben, die Segel streichen, als einer der letzten und äußersten Sproßlinge der Romantik, ihr eigentliches Zerrbild, in welchem die ganze sittliche Hohlheit und Frivolität dieser Richtung zu Tage kam, der Verfasser der Mimili, K. G. S. Heun, genannt H. Claren, seine ebenso fruchtbare wie leichtfertige Feder auch dieser Gattung zuwandte: das Claren'sche Vergißmeinnicht, das zuerst für das Jahr 1818, ein Jahr nach der Mimili, erschien und mit dessen Namen allein eine ganze Literaturepoche, ja ein ganzer Abschnitt des deutschen Sitten-

lebens charakterisirt ist, erlangte eine Verbreitung und wurde vom Publikum, hoch und niedrig, jung und alt, mit einem Heißhunger verschlungen, wie er den edelsten Meisterwerken unserer Literatur nur selten zu Theil geworden.

Das ist denn aber auch, wie der Gipfel, so zugleich der Wendepunkt dieser ganzen Taschenbuchsliteratur; wie es einmal dahingekommen, daß selbst Claren seine Zugkraft verliert und daß sogar das Bergißmeinnicht aufhört, seine Abnehmer nach Tausenden zu zählen, da ist das ein sicheres Zeichen, daß auch diese ganze Literatur ihrem Untergange nicht mehr ferne ist.

Auch ohne die Ereignisse von Achtundvierzig also, die ihn allerdings beschleunigt haben, würde dieser Untergang eingetreten sein; ja schon seit Anfang der vierziger Jahre gesellen sich zu dem negativen Anzeichen, das wir so eben berührten, gewisse positive Merkmale, die auf einen bevorstehenden Umschwung in diesem Gebiete hindeuten. Und zwar nimmt höchst interessanter Weise dieser Umschwung genau wieder dieselbe Form an, in welcher der früheste Keim der Taschenbuchsliteratur sich überhaupt gezeigt hatte: nämlich die Form des Kalenders. Seit Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre stellen sich bei uns jene illustrierten Volkskalender ein, die seitdem zu einer so ungeheuren Masse angewachsen sind und sich gegenseitig eine Concurrnz

bereiten, gegen die selbst die Concurrenz der Taschenbücher, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, zurücktreten muß. Diese Volkskalender sind die wahren Taschenbücher der neuern Zeit; der Holzschnitt hat bei ihnen den Stahlstich, ein einfaches Blatt Papier den goldenen Schnitt und den seidenen Einband verdrängt. Dafür sind aber zu der einseitigen Belletristik Naturwissenschaft, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Geschichte des Handels und der Industrie &c. hinzugetreten: und wenn ehemals die Verleger der Taschenbücher Noth hatten, die Modebelletristen der Zeit an ihre Unternehmungen zu fesseln, so sehen wir jetzt die namhaftesten Männer der Kunst und Wissenschaft es schon nicht mehr unter ihrer Würde halten, im Gegentheil, sie wetteifern, die Volkskalender mit Beiträgen ihrer Feder auszustatten und dem Volke den Schatz ihrer Kenntnisse, den Glanz ihres Namens zur Verfügung zu stellen.

Doch würde eine nähere Betrachtung dieser Volkskalender und was mit ihnen zusammenhängt mehr in eine Geschichte der eigentlichsten Volksliteratur gehören: und wenden wir uns somit von hier wieder zurück zu den Musenalmanachen, die wir zu Anfang der zwanziger Jahre verließen, zu einer also Zeit, wo die eben besprochene Taschenbuchsnovellistik so recht in der vollsten Blüthe stand und die gesammte poetische Literatur der Deutschen beherrschte.

Sa nicht blos beherrschte, sondern, wenn wir dabei an Poesie im engeren Sinne denken, beinah völlig verdrängte und erstickte. Es ist wiederum eine interessante und charakteristische Thatsache, daß zu der Zeit, da die Novelle ihren Triumph feierte, die Lyrik in Deutschland beinahe völlig zurücktrat und selbst die einzelnen ausgezeichneten Dichter, die in diesem Gebiete damals unter uns auftraten, ein Uhland, ein Platen, nur geringe Aufmerksamkeit erregten und nur mäßigen Beifall fanden.

Was speciell die Musenalmanache betrifft, so hören dieselben in dieser Zeit so gut wie vollständig auf; in den ganzen zehn Jahren von 1820 bis 1830 ist nicht Ein Musenalmanach in Deutschland erschienen, ausgenommen drei Jahrgänge eines schon 1817 zu Hamburg von R. D. Hinse unter dem Namen Winfried gegründeten „Nordischen Musenalmanach“, der aber schon 1823 wieder zur Ruhe ging und auch übrigens ohne alle Bedeutung ist. An ihre Stelle treten die Taschenbücher, die nun für eine kurze Zeit eine ähnliche Verbreitung und Bedeutung gewinnen, wie der Böß-Bürger'sche und der Schiller'sche Almanach für die Literatur der siebziger und neunziger Jahre.

Mit dem Jahre dreißig, das überhaupt, wie man weiß, für unsere politische wie literarische Entwicklung von so entscheidendem Einfluß wurde, tritt auch hiege-

gen wieder eine Reaction ein; die Zeitstimmung, ange-  
regt durch den Ernst der politischen Situation, verlangt  
auch in der Literatur wieder nach einer ernsteren, gedie-  
generen, männlicheren Kost, die Poesie selbst rafft sich  
aus der romantischen Verschwommenheit empor, nimmt  
sich zusammen zu ernsteren, strengeren Formen, setzt sich  
noch einmal höhere, heiligere Ziele als die bloße Unter-  
haltung der allerordinärsten Lesewelt.

Als Organ dieser strengeren, dieser, wenn auch  
zum Theil noch in romantischer Form, doch gegen das  
romantische Princip der Trivolität und der abstrakten,  
wesenlosen Ironie ankämpfenden Richtung stellt sich der  
Leipziger „Deutsche Musen-Almanach“ dar. Im Jahre  
dreißig von Amadeus Wendt ziemlich principlos, aus der  
bloßen dilettantischen Kunstliebhaberei heraus gegründet,  
geht er nur drei Jahre später über in die Hände von  
Chamisso und Gustav Schwab, wo er denn sofort den  
oben angedeuteten Charakter gewinnt. Wir glauben die-  
sen Charakter selbst in der Kürze nicht besser bezeichnen  
zu können, als indem wir ihn einen pädagogischen nen-  
nen; aus der Verwilderung der Romantik sollte die Li-  
teratur aufs Neue zu Ernst und Sittlichkeit herangezo-  
gen, die Dichter sollten der romantischen Formlosigkeit  
und Koketterien entwöhnt, endlich das Publikum  
selbst noch einmal für den einfachen und doch so köstli-

chen, so lebensvollen Reiz wahrhafter Poesie, gegenüber den Flittern romantischer Afterkunst, gewonnen werden. Man hätte berühmtere Dichter, man hätte großartigere, umfassendere Geister an die Spitze des neuen Unternehmens stellen können, ohne Zweifel, als Chamisso und Schwab waren: aber gewiß Niemand, der sich eben dieses pädagogischen Theils der Aufgabe bewußter gewesen wäre, Niemand, der sich ihr mit größerem Ernst, größerer Liebe, größerer Keuschheit hingegeben hätte, als es von diesen beiden Männern geschehen ist.

Der Segen, den sie auf diese Art in unserer Literatur gestiftet haben, ist unermesslich und hoffentlich auch unvergänglich. Chamisso's Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, verbunden mit dem immer leutseligen, immer hilfreichen Wesen des vortrefflichen Schwab, veranlaßte die jungen Dichter unwillkürlich sich zusammenzunehmen; es war nicht bloß ein ästhetisches, es war zugleich ein sittliches Band, man wollte nicht bloß seine Verse vors Publikum bringen, man wollte sich auch die Theilnahme, den Rath, die Freundschaft von Männern wie Schwab und Chamisso erwerben: während andererseits die hohe und ungetheilte Achtung, in welcher die beiden Herausgeber beim Publikum standen, auch dieses mit einem gewissen Respect vor einer Unternehmung erfüllte, die so beliebte, so makellose Namen an der Spitze trug. Mitten in einer pro-

faischen, von den widersprechendsten Richtungen wild durchkreuzten Zeit, derselben Zeit, wo von anderer Seite her Cameraderie und Cliquenwesen ganz offenkundig zum Hebel der modernen Literatur gemacht wurden, war in dem Chamisso = Schwab'schen Musenalmanach der Kunst eine Stätte gegründet, von der alle unlautern und eigennützigigen Absichten sich entfernt halten mußten und wo die Kunst selbst, in erhabenem Ernst, als einzige Gebieterin thronte. Wir erinnern an den ergreifenden Warnungsruf, den Chamisso selbst in einem der letzten von ihm besorgten Almanache an die jungen Dichter seiner Zeit ergehen ließ, sein Testament gleichsam, mit dem er Abschied nahm von der Jugend, der er bis dahin als Führer und Rathgeber gedient, und das gewiß Jedem, der sich damals davon getroffen fühlte, unvergeßlich geblieben ist:

Ihr jüngern Sangbegabten, sammelt Euch  
 Um mich, ich rechne mit dem Leben ab,  
 So scheint es: laßt mich einmal noch zu Euch  
 Aus vollem Herzen reden; hört mich an:  
 Des Sehers und des Sängers Gaben sind  
 Von Gott und heilig; ehrt den Gott in Euch,  
 Fröhnt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;  
 Buhlt mit der Lyra nicht um schnöden Lorbeer  
 Und nicht um schnödes Gold!

Frei schallt aus freier Brust das deutsche Lied,  
 Von keinem Ludwig wird es ausgesät;  
 Frei wie der Vogel sei der deutsche Sänger,  
 Und mag er vogelfrei auch sein, ihn schützt  
 Der Gott, der ihn zum Liebling sich erwählt,  
 Ihn lohnt der Ton, der aus der Kehle dringt!

— — — Nie entwürdigt  
 Zum schönsten Handwerk werde der Gesang;  
 Ernähret euch von ehrlichem Erwerb  
 In eures Angesichtes Schweiß: dem Tage  
 Gehöre seine Plage: spaltet Holz,  
 Karrt Steine, wenn die Noth es von euch heischt;  
 Wann aber schlägt die Abendfeierstunde  
 Und in des Himmels Räumen sich entzündet  
 Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelst  
 Von euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt  
 Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen,  
 Ruft in den Schlafenden die Träume wach,  
 Die Träume jener Welt, die in euch lebt; —  
 Das Reich der Dichter ist das Reich der Wahrheit,  
 Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

Solche Zurufe gingen nicht verloren, wenigstens nicht völlig. Hat der Chamisso'sche Almanach auch keinen Schiller oder Goethe erzogen (was, nebenher gesagt, auch eine ganz absurde Zumuthung wäre), so hat er doch wesentlich beigetragen zur Erziehung jenes vielleicht nur sehr mittelmäßigen, sehr unbedeutenden, aber in dieser Unbedeutendheit zum Wenigsten gesunden,

frischen, ehrlichen Dichtergeschlechtes, das den deutschen Barnaß unserer Tage bewohnt und das durch seinen guten Willen und seine bescheidene Unterordnung uns einigermaßen zur Nachsicht stimmt gegen die Unzulänglichkeit seiner poetischen Kräfte. Wir begnügen uns an dieser Stelle nur Einen aus dieser Generation namhaft zu machen, einen Dichter, der bei aller Einseitigkeit seines Talents und bei Allem, was die Kritik an ihm auszusprechen haben mag, dennoch ein ganz unwiderlegbarer Beweis ist für die Fortschritte, welche die Poesie der dreißiger Jahre im Vergleich zu der unmittelbar vorhergehenden Epoche gemacht hatte und der sich uns dabei zugleich als ein recht eigentlicher Bögling des Chamisso'schen Almanachs darstellt: Freiligrath. Es ist, wie gesagt, leicht, die Schwächen der Freiligrath'schen Muse nachzuweisen und auch das ist richtig, daß der Standpunkt, den der Dichter der „Wüstenlieder“ bei seinem ersten Auftreten, sowie in der ganzen ersten Hälfte seiner poetischen Laufbahn einnahm, von der fortschreitenden Entwicklung schon längst wieder überwunden und beseitigt ist. Allein man versehe sich andererseits nur in die Mitte der dreißiger Jahre, man erinnere sich, was bis dahin als die eigentliche Poesie des Tages gegolten und mit welchen trostlosen Wassergüssen die Hippokrene der Houwald und Hell und Kind und Genossen die damalige deutsche

Poesie überschwemmt hatte — und man wird die Revolution begreifen, welche die so ganz entgegengesetzte Freiligrath'sche Dichtweise, mit ihrer markigen Gedrungenheit, mit dieser brennenden Pracht ihrer Farben, dieser tönenden Gewalt ihrer Reime, dieser ganzen Wildheit und Fremdartigkeit ihrer Erscheinung in dem Geschmack jener Zeit hervorbringen mußte, sowie den außerordentlichen Fortschritt, die wahrhafte Befreiung und Erfrischung, die darin für die Gesammtheit unserer Literatur enthalten war.

Die jüngsten Versuche, die in dieser Richtung noch gemacht sind, übergehen wir; weder der Ruge-Echtermeyer'sche Almanach (1840 und 41), der eigentlich nur merkwürdig ist durch die humoristische Unbefangenheit, mit der hier ein durchaus unpoetischer Kopf, der kritische Knecht Ruprecht aller Dichter und Dichterlinge, sich an die Spitze eines Musenalmanachs wagte, noch die jüngsten Experimente von Gruppe und Schad &c. können auf historische Bedeutung Anspruch machen, indem ihnen sämmtlich jene Grundlage eines neuen poetischen Princips, eines neuen poetischen Geschlechtes mangelt. Aus denselben Gründen gehen wir auch an den Versuchen vorüber, welche zuerst Nicolaus Lenau (Frühlings-Almanach, 1835 und 36), sowie nachher Eduard Mörike (Jahrbuch schwäbischer Novellisten und Dichter, 1836), Freiligrath (Rheini-

ches Jahrbuch, 1840 und 41) und Andere machten, die Form des Musenalmanachs mit derjenigen des Taschenbuchs zu verschmelzen und dadurch beiden neue Kraft und neues Interesse einzuhauchen. Allein zwei Schwächlinge zusammen geben noch immer nicht Einen gesunden Menschen und so mußten auch diese Experimente, trotz der vorzüglichen Kräfte, die sie zum Theil anstellten, und trotz der berühmten Namen, von denen sie getragen wurden, dennoch erfolglos bleiben. —

Ueberhaupt dürften wir nunmehr ein geeignetes Material beisammen haben, um die Frage nach dem Werth oder Unwerth der Almanache und Taschenbücher und was die nächste Zukunft beider Gattungen sein wird, unparteiisch und leidenschaftslos zu entscheiden. Die Zeit der belletristischen Taschenbücher ist mit der Herrschaft des belletristischen Geschmacks selbst vorüber; was davon noch existirt, kann vielleicht seinen Todeskampf noch verlängern, aber sterben muß es doch. Dagegen werden die wissenschaftlichen Taschenbücher, als eine bequeme und beliebte Form zur Popularisirung wissenschaftlicher Kenntnisse, sich noch lange Zeit erhalten und dem Wesen nach immer wieder auftauchen. Die Volkskalender endlich und was mit ihnen zusammenhängt, haben von allen Literaturgattungen die allergrößte Zukunft vor sich, ja die ganze Literatur,

behaupten wir, so weit sie nicht streng wissenschaftlich ist, wird früher oder später denselben Weg einschlagen müssen, der hier angebahnt liegt und von dem nur zu wünschen bleibt, daß der Packwagen der Industrie ihn nicht allzusehr ausfahre.

Nicht so einfach ist die Frage wegen der Musenalmanache. Daß wir kein prinzipieller Gegner derselben sind und daß wir uns keinesweges blind machen gegen die namhaften Verdienste, welche dieselben sich zu wiederholten Malen, unter bestimmten geschichtlichen Bedingungen, um die Förderung unserer Poesie erworben haben, davon wird der Leser sich aus allem Vorstehenden überzeugt haben. Aber nur das leugnen wir (um unsere ursprüngliche Behauptung hier wieder aufzunehmen) allerdings, daß diese Bedingungen auch jetzt noch vorhanden sind, wir leugnen, daß bei der gegenwärtigen Lage unserer Literatur und bei den unendlich höheren, unendlich großartigen Aufgaben, welche derselben gegenwärtig gestellt sind, das Forterscheinen des Musenalmanachs noch irgend welche Bedeutung hat. Wir behaupten sogar im Gegentheil, daß dasselbe schädlich wirkt, indem es nur dazu dient, bei Dichtern wie Lesern ein in ästhetischer wie sittlicher Hinsicht höchst nachtheiliges Dilettantenthum zu erhalten und auszubreiten; alle die Gründe, die das Institut der Musenalmanache früherhin für unsere Litera-

tur wünschenswerth und nöthig machten, sind weggefallen und nur der eine armselige Grund der Tradition, der Gewöhnung, des sentimental: es wäre doch schade, wenn wir keinen Musenalmanach mehr hätten — ist geblieben. Daß die Zahl unserer belletristischen Journale sich in den letzten Jahren außerordentlich vermindert hat, geben wir zu; aber doch immer nicht in dem Grade, glauben wir, daß unsere jungen Lyriker nicht noch hinlängliche Gelegenheit hätten, die Erstlingskinder ihrer Muse vor dem Publikum aufzuführen — und ganz gewiß nicht in dem Maße, wie das Interesse des Publikums selbst für die lyrische Poesie im Allgemeinen abgenommen hat.

Denn dies ist der eigentliche und entscheidende Punkt! Diese neue Kunstrichtung der dreißiger Jahre, von der wir oben sprachen und in deren Verlaufe wir noch jetzt stehen, diese Kunstrichtung also, welche, im Gegensatz zu der abstracten Poesie der romantischen Epoche, vornehmlich auf die Wirklichkeit des Lebens und seine poetische Durchdringung gerichtet ist, hat zwar ihren Anfang in der Lyrik genommen, allein sie ist keineswegs in diesem Gebiete stehen geblieben. Im Gegentheil, gerade wegen ihres praktischen Inhalts ist sie diesem engen Gebiete längst entwachsen und hat sich in den höhern Gattungen der Poesie, im Epos, im Drama, im

Roman, den eigentlichen Tummelplatz ihrer Thätigkeit erschlossen. Es ist ganz richtig, was auch schon von anderer Seite ausgesprochen worden, so herb es klingt und so bitterböse Gesichter unsere jungen Verskünstler dazu machen: wer nichts weiter ist als blos Lyriker, wessen poetische Begabung nicht weiter reicht, als nur die Empfindungen des eigenen Innern auszusprechen oder allenfalls eine alte Volksfage in hübsche glatte Verse zu bringen, wem die eigentlich gestaltende Welt der Dichtkunst, die Welt des Romans, des Drama's, ein Buch mit sieben Siegeln ist, an welches zu rühren er nicht den Muth, nicht einmal den Drang besitzt — der mag immerhin ein sehr liebenswürdiger Mensch, ein sehr anmuthiger Sänger sein, aber auf wirkliche literargeschichtliche Bedeutung, auf eine dauernde und eingreifende Stellung zur Literatur unseres Volkes hat er nur sehr geringen Anspruch. —

Auch fühlt das Publikum selbst dies Verhältniß ziemlich deutlich heraus. Wo sind die Zeiten geblieben, da ein einziges kurzes Gedicht hinreichend war dem angehenden Poeten die Aufmerksamkeit des Publikums zuzuwenden? ja da ein einziges mit Beifall aufgenommenes Gedicht genügte, einen literarischen Ruf zu gründen? Das Publikum hält heutzutage von den einzelnen Gedichten überhaupt nicht viel; sei es natürliche Dichtthätigkeit oder

augenblickliche Erschöpfung oder auch Folge unserer verdrießlichen politischen Lage, die allerdings vollkommen geeignet ist die Geschmacksnerven kein wenig abzustumpfen — genug, das Publikum läßt jetzt die geschmackvollsten, die lieblichsten, die wohl gelungensten Gedichte, so lange sie ihm nur einzeln geboten werden, von sich abprallen wie Wassertropfen von einem Regenmantel, es fühlt sie gar nicht! Das Publikum hält es mit dem Frosch in Goethe's Faust:

„Denn wenn ich judiciren soll,

So will ich auch das Maul recht voll.“

Eine Sammlung von leidlichem Umfang, mit bestimmtem Charakter und ausgeprägter Physiognomie, ist das Wenigste heutzutage, was es selbst auch von dem lyrischen Dichter verlangt. Sehr mit Recht: da es bei der gegenwärtigen Lage unserer Literatur und ihrem Verhältniß zur Gesamtheit unseres Nationallebens überall weit weniger auf die einzelne literarische Production als auf die literarische Persönlichkeit ankommt, auf den Charakter, auf das ethische Element, das jetzt und künftig von dem ästhetischen nicht mehr geschieden werden darf.

Dies, wie gesagt, ist das Wenigste, was unser Publikum verlangt. Aber auch selbst gegen derartige größere und charakteristische Sammlungen verhält es sich im Ganzen genommen äußerst spröde. Aus Mangel an

Poesie, behaupten Einige; wir möchten im Gegentheil sagen, aus recht aufrichtigem, recht lebhaftem poetischen Bedürfnis! Das Publikum will sich selbst, in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner praktischen Erscheinung, mit seinen Freuden und Schmerzen, seinen Hoffnungen und Befürchtungen, seinen Lasten und Thorheiten, in der Dichtung wiederfinden; nicht mehr bloß das enge menschliche Herz mit seinen persönlichen Leidenschaften, nein, die ganze Welt der Wirklichkeit mit all ihren Widersprüchen und Ungereimtheiten soll die Fackel des Poeten erleuchten und eben dadurch zu höherer Einheit verklären. Dazu reicht natürlich die bloße Lyrik nicht mehr aus; darum hat dieselbe auch keinen Anspruch mehr, für die berufene Dichtart unserer Zeit zu gelten.

Vielleicht zwar ist man geneigt, uns jene zwanzigsten und dreißigsten Auflagen entgegenzuhalten, deren gewisse Lyriker unserer Tage sich bei alledem erfreuen. Allein erstlich gehören diese Lyriker mit den Wurzeln ihres Daseins und somit auch ihrer literarischen Erfolge fast ohne Ausnahme einer früheren Epoche an; es sind nur gleichsam die Zinsen eines bereits zur Tradition gewordenen Ruhmes, den sie damit erheben. Sodann aber möchte es auch wohl der Mühe verlohnen, einmal die Kreise ins Auge zu fassen, durch deren Theilnahme dieser ungewöhnliche Absatz ermöglicht wird, und

zu prüfen, wie weit das eigentliche wahrhafte Volk, die Masse der Nation, nicht bloß eine einzelne politische oder sociale oder vielleicht gar religiöse Coterie, sich darin repräsentirt findet. Und endlich würde von diesen außerordentlichen Erfolgen wohl auch noch das in Abzug zu bringen sein, was Papiermüller, Buchdrucker und Buchbinder dazu liefern; träten diese Poeten nicht in so verwünscht niedlichem Gewande auf, schlüpfen sie Einem nicht so sauber in die Tasche, gebt Acht, ob sie so rasch den „Weg zum Herzen der Nation“ gefunden hätten! —

Wir nannten vorhin den Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach ein pädagogisches Mittel zur Erziehung der damaligen Literatur; eine eben solche pädagogische Nothwendigkeit ist es gegenwärtig, keinen Musenalmanach mehr erscheinen zu lassen. Das Publikum soll sich nicht nur der gedankenlosen Tradition, es soll sich auch der ästhetischen Näscherei entwöhnen; es soll aufhören, Bücher, welche es selbst erst mit großem Geschrei verlangt hat, hinterdrein, wenn sie da sind, kaum mit halbem Interesse anzublättern, um die kaum angeblätterten sofort wieder mit einer andern Neuigkeit zu vertauschen, der es nicht besser ergeht; es soll sich auch seinerseits wieder bewußt werden, daß die Kunst ein erhabenes, ein heiliges Ding ist, das auch von Seiten des Publikums

eine ernste und nachhaltige Hingabe erfordert. Vor Al-  
lem aber sollen unsere heranwachsenden Poeten zu der  
Erkenntniß gelangen, daß bei der Ausbildung, welche  
unsere gegenwärtige Literatur erlangt hat, mit dem blo-  
ßen lyrischen Talent noch wenig oder gar nichts gethan  
ist; sie sollen frühzeitig lernen sich zu größeren Pro-  
ductionen zusammenzufassen und die Aufgabe des Poe-  
ten da zu suchen, wo sie in Wirklichkeit liegt, nämlich  
in der künstlerischen Bewältigung des wirklichen Lebens;  
sie sollen es sich auch namentlich gesagt sein lassen, daß  
nur derjenige auf eine glückliche Ernte hoffen darf, der  
auch die Mühe der Ausfaat nicht gescheut und daß, wer  
sich zu früh auf den Markt der Deffentlichkeit wagt, höch-  
stens sich selbst anzuklagen hat, wenn er mit leeren Hän-  
den davon zurückkommt. Bäume, die zu früh zum Blü-  
hen kommen, bringen meist nur verkrüppelte und unge-  
sunde Früchte. Das Talent, die angeborene Mitgift  
der Natur ist etwas, ohne Frage, sogar unter Umstän-  
den sehr viel. Aber seinen eigentlichen Werth erhält  
das Talent doch erst durch seinen Inhalt und diesen In-  
halt vermag allein das Leben zu erzeugen. Wer noch  
nichts erlebt hat, wer noch nicht Mann an Mann mit  
der Wirklichkeit gerungen, der soll auch noch nicht dich-  
ten. Oder wenigstens soll er es nur in der Stille sei-  
nes Kämmerleins thun, nicht die Theilnahme seines

Volkes damit behelligen. Der bloßen Nachahmer, der bloß angebildeten Talente, Dichter so zu sagen vom zweiten Aufguß, die ihre Poesie wieder nur von einem andern vorhandenen Poeten ableiten, haben wir genug; was unserer Literatur noth thut und wem es allein vergönnt sein wird, die Preise der Zukunft zu gewinnen, jene Preise, auf die wir Lebenden in richtiger Erkenntniß unserer Schwäche längst verzichtet haben, das ist die ursprüngliche, die keusch zusammengehaltene Kraft, das ist der Genius, den die Muse mit um so größerer Inbrunst in ihre Arme aufnehmen wird, je weniger er sich von dem Alltagsdienst der Literatur hat abnutzen lassen. —

Sinweg denn also mit diesen Musenalmanachen, die, während sie auf unwürdige Weise von den Brosamen der fertigen Celebritäten zehren, unsern angehenden Dichtern im Gegentheil nur zur Veranlassung dienen, sich vorzeitig zu zerstreuen und zu zersplittern! Sinweg mit diesen bedeutungslosen Resten einer längst vergangenen Epoche, an denen nur die gedankenlose Liebhaberei unserer Dilettanten sich noch figelt und die nur dazu beitragen, das Publikum in seiner Bestreutheit und seiner Gleichgültigkeit gegen die wahre Aufgabe der Poesie zu bestärken! Sinweg mit diesen Treibhäusern, in denen Renomméen gezogen werden, von denen schon nach

sechs Monaten kein Mensch mehr weiß und die bei alledem doch gerade lange genug währen, um aus unbefangenen, harmlosen jungen Leuten mißvergnügte, mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallene Dichterlinge zu machen! Sehe man doch nur einmal die Musenalmanache, die so etwa in den letzten zehn Jahren erschienen sind, an: von Allem, was sie gebracht haben, sind reichlich neun Zehntel nicht werth gewesen, daß sie überhaupt gedruckt wurden, bloßer Ballast, den die Redacteurs in der Angst ihres Herzens in Druck gegeben haben, weil sie nichts Besseres hatten und damit das Buch doch den gehörigen Umfang bekäme; von dem übrig bleibenden Zehntel hätten wiederum neun Zehntel ebenso gut ungedruckt bleiben können, die Welt hätte auch gerade nichts daran verloren — und höchstens der hundertste Theil hat unserer Literatur zu einem wirklichen Gewinn gereicht. Dieser Cultus der Mittelmäßigkeit, ja geradezu der poetischen Armseligkeit muß aufhören; er hat der Nation schon zu viel Schaden gethan, schon zu viel Kräfte verdorben, die auf anderen Gebieten nützlich und mit Ehre, sich selbst und Anderen zur Freude, hätten wirken können.

Darum noch einmal, hinweg mit den Musenalmanachen!

---